

um die Notwendigkeit der Einheit, die wiederum jeden an sich möglichen Spielraum beschränkt. Leben aber muß die Gemeinde in dieser Gesellschaft; wen wundert es da, daß sie zwischen Anpassung und Abkapselung hinundhergeworfen wird? Die Gefahr des Doppellebens ist für die einzelnen groß, die Möglichkeit offener Rede gering, manches wird von der Gemeinde gar nicht mehr zur Sprache gebracht. Daß wir der Gemeinde über negative Grenzziehungen hinaus bisher sehr geholfen hätten, ihre Situation zu bestehen, kann ich nicht sehen. Wir Priester leben zudem auf einer Insel in der sozialistischen Gesellschaft, sind nicht denselben täglichen Belastungen der Arbeitswelt ausgesetzt wie die Laien. Doch unser Ort ist hier; das erstnötige Datum der Verkündigung in diesem Zusammenhang scheint mir dies zu sein. Hier haben wir unsere Aufgabe, hier können und müssen wir Werte und Haltungen bezeugen, bewahren und zu leben versuchen, und zwar für dieses unser Volk, nicht nur um unserer Seligkeit willen.

Die Erfahrung zeigt: Wir sind kein monolithischer Block. Wir haben verschiedene Ansichten und Praktiken zur Mitarbeit in Parteien, Jugendweihe, zum Dienst in der Volksarmee, zur Mitgliedschaft in Betriebskampfgruppen. In der Gemeinde dafür Verständnis zu wecken ist schwer, und doch müssen wir damit leben. Das braucht Grundsatzfestigkeit eines jeden, ohne Diskriminierung Andersdenkender; braucht ein Klima innerer Freiheit, das wir noch nicht haben; braucht vor allem das Wissen um eine tieferliegende, durch nichts zu erschütternde Einheit.

Für so etwas wie eine Kirche der Martyrer ist sicher nicht der entsprechende Anlaß, hätten wir auch nicht die nötige Bereitschaft. Bei der Überfütterung mit Politik im Alltag haben die meisten von uns eine große Abneigung, auch noch außerhalb der Pflicht sich mit diesen Dingen zu beschäftigen. Unter diesen Umständen wird es wenig Möglichkeiten geben, daß Gemeindeguppen sich hier irgendwie engagieren; zumindest haben wir sie noch nicht gefunden. Ein Beispiel erlebte ich neulich: Ein junger Mann ergriff nach einer

Predigt über die Aufgabe der Friedenserziehung die Initiative; wir haben nun eine kleine Gruppe, die sich im Auftrag des Gemeinderates mit diesen Problemen und den zu ziehenden Folgerungen beschäftigt.

Aufs Ganze gesehen entfällt für unsere Gemeinde somit wohl das Wort „missionarisch“; wenn es auch immer wieder Jugendliche gibt, die hinzukommen; wenn es Anerkennung gibt über diakonische Aktivitäten; wenn es in der Stadt erhebliches Staunen gab und gibt über die Lebenskraft der Gemeinde, die sich beim Bau ihres Gemeindehauses allen sichtbar wirklich überzeugend demonstrierte.

Wir haben also sicher Grund, bescheiden zu sein, keineswegs aber Grund zum Verzagen. Denn die Möglichkeiten gemeindlichen Lebens, die uns innerhalb der sozialistischen Gesellschaft im Augenblick gegeben sind, haben wir noch bei weitem nicht ausgeschöpft.

Bücher

Eine diakonische Kirche

Diakonie der Gemeinde. Caritas in einer erneuerten Pastoral. Österreichische Pastoraltagung vom 28.—30. Dezember 1977, im Auftrag des Österreichischen Pastoralinstituts herausgegeben von *Josef Wiener* und *Helmut Erharter*, Verlag Herder, Wien 1978, 152 Seiten.

Schon die Tatsache, daß sich bei einer großen öffentlichen Pastoraltagung weder ausschließlich noch vorwiegend Vertreter der professionellen oder organisierten Caritas unter sich, sondern Theologen und Pfarrer mit der Diakonie der Gemeinde und dem Verhältnis von Caritas und Pastoral befassen, gibt dieser Tagung und dem Bericht über die Tagung im deutschsprachigen Raum eine gewisse Besonderheit. Vielleicht ist der Berichtband gerade daher besonders geeignet, in den theologischen und pastoralen Raum hinein Impulse für die

allfällige „Rückkehr der Kirche zur Diakonie“ (Delp) zu geben.

Die heutige Gestalt der Diakonie, ausgehend von den Bedürfnissen und Nöten der Menschen in der heutigen Gesellschaft, der Botschaft des Evangeliums und der Sendung der Kirche, zu bestimmen war das zentrale Anliegen der Pastoraltagung.

Reinhold Lehmann gibt in seinem Beitrag „Der Mensch in der heutigen Gesellschaft“ einen Überblick über die globale Gefährdung des Menschen durch die vom technischen Zeitalter, von Gewalt und Rüstung und der materiellen Elendssituation, in der die Mehrheit der Menschen lebt, ausgehende Bedrohung. Angesichts dieser Situation erfordert die Gewinnung einer menschlichen Zukunft außergewöhnliche moralische Anstrengungen. Sie ist eine Herausforderung an die Kirche zur diakonischen Erneuerung, die sie mit ihren Möglichkeiten nicht durch politische Lösungen leisten kann, sondern durch eine klare Priorität für Solidarität und Mitmenschlichkeit, durch klare Zeichen auch auf der Ebene der Gemeinden: Ermutigung zu gewaltfreiem Handeln und gewaltfreier Konfliktaustragung im zwischenmenschlichen Bereich; hier können Frieden und Gerechtigkeit gelernt werden.

„Belastungen und Erwartungen des heutigen Menschen“ faßt Maria Bühler auf der Mikroebene in den Blick und verdeutlicht die spezifischen Nöte und Probleme des Menschen im Kontext einer Industriegesellschaft. Es wird deutlich, daß der Zwangscharakter des Leistungs- und Erfolgsdenkens zu einer zentralen Not unserer Zeit geworden ist, mit all den Folgen, die dies für Ehe, Familie, Kinder, Alte, Kranke, Randgruppen und Minderheiten nach sich zieht. In einem solchen Kontext muß *Diakonie vor allem Lebens- und Orientierungshilfe* durch soziale Bewußtseinsbildung, Hilfe zur Gesinnungsänderung, Solidarität und Integration von Außenseitern sein.

Daß viele Nöte durch die Wohlstandsgesellschaft oder im engen Zusammenhang mit ihr entstanden sind, macht der Beitrag „Caritas in der Wohlfahrtsgesellschaft“ von Norbert Leser deutlich. Er fragt daher, ob

diese Nöte nicht angesichts einer umfassenden öffentlichen Sozialfürsorge der spezifische Ansatzpunkt kirchlicher Diakonie sein müßten.

Das Spezifikum christlicher Diakonie in neutestamentlicher Sicht entfaltet Rudolf Pesch, in stark paulinischer Orientierung als *Diakonie der Versöhnung* in seinem Beitrag „Die zentralen Verkündigungsinhalte zur Diakonie“. Diakonie der Versöhnung kann als Antwort auf eine Welt voller ungerechter Herrschaft und Gewalt nur tun, wer sich von und mit Gott versöhnen ließ, als neuer Mensch geboren wurde und durch die praktische Anerkennung der Gottesherrschaft in seinem Mitmenschen nicht mehr den Konkurrenten oder Rivalen sehen muß. Versöhnung ist konstitutiv für die Gemeinde Jesu und Voraussetzung für eine wirksame Diakonie am ganzheitlichen Heil des Menschen und aller Menschen. In diesem Heil geht es wirklich um Heilen und Heilwerden, insofern kann und darf sich Diakonie niemals in distanzierender Betreuung erschöpfen, sondern Diakonie der Versöhnung kann nur als Integrationsauftrag an die Gemeinde verstanden werden, die Pesch als Kontrastgesellschaft des Heils begreift. Ihr Ziel und Auftrag ist die Versöhnung der ganzen Welt und aller menschlichen Lebensbereiche, also eine durchaus politische Diakonie, wobei Pesch, unter Hinweis auf Theologie und Erfahrung der Integrierten Gemeinde, die Diakonie der Versöhnung nicht in der Welt ansiedelt, sondern sie als Integration der Welt in die Gemeinde als den Raum der Versöhnung versteht.

Mit seinem Beitrag „Diakonie in einer erneuerten Pastoral“ macht Alois Sustar deutlich, daß es bei der Rückkehr der Kirche zur Diakonie nicht bloß darum geht, zu den Grundfunktionen Verkündigung und Gottesdienst noch die Diakonie hinzuzunehmen, sondern daß es um die *Erneuerung der Diakonie in einer zu erneuernden Pastoral einer erneuerten Kirche* und Gemeinde geht. Er zeigt unmißverständlich auf, wie weit unsere Kirchen und Gemeinden von einer integrierten Diakonie entfernt sind, aber auch, welche neuen Chancen für diese Integration gegeben sind.

Besonders interessant und weiterführend ist, wie er das Verstehen des Verhältnisses von Diakonie und Pastoral als gegenseitiges Integrieren, Stimulieren und Kritisieren von liturgia, martyria und diakonia vertieft.

Kurzreferate und Arbeitskreise zeigen Ansätze und konkrete Wege zur Diakonie der Gemeinde über das nur Appellative hinaus. Beispielsweise schildert Normann Hepp die Genese seiner Pfarrei in einem großen urbanen Neubaugebiet mit einer vorwiegend durch die Unterschicht bestimmten Bevölkerung. Ein lesenswertes Beispiel, wo Diakonie ganz eindeutig nicht der Rekrutierung von Mitgliedern dient, sondern ein Weg ist, Gemeindeleben in Übereinstimmung mit den Bedürfnissen der Menschen aufzubauen, indem sie selbst in vielen mühsamen kleinen Schritten angeregt und befähigt werden, die Lösung ihrer Probleme in die Hand zu nehmen.

Diakonie erweist sich als Lebenshilfe, und es wird erkennbar und erfahrbar, daß Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen tatsächlich Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi sind.

Die Hungrigen speisen, die Traurigen trösten. Erfahrungen, Überlegungen, Experimente einer zeitgemäßen Caritas, herausgegeben von *Leopold Ungar*, Verlag Herder Wien, 1978, 200 Seiten.

Schon das allzu institutionalisierte Speisen von Hungrigen wird schnell zum Ab-speisen, das Trösten von Trauernden läßt sich jedoch nicht institutionalisieren. Es verlangt das personale Eingehen und sich Einlassen auf einen Menschen. Wenn der österreichische Caritaspräsident Leopold Ungar unter dem Titel „die Hungrigen speisen, die Traurigen trösten“ ein Caritasbuch herausbringt, so weist er damit auf ein entscheidendes Dilemma heutiger Caritasarbeit hin. Nicht resignierend, sondern hoffnungsvoll begreift er diese Krise im Licht des Exodusgeschehens als Auftrag. So wollen die Beiträge dieses Buchs, an dem Fachleute aus dem gesamten

deutschsprachigen Raum mitgewirkt haben, vor allem dazu beitragen, „die religiöse Motivierung einer verantwortlichen Haltung vernünftiger, zeitgemäßer, in die Zukunft weisender permanenter Caritas (zu) verstärken“.

Die Frage „Caritas — warum?“ in der Überschrift zum 1. Kapitel beantwortet ein Text der wohl überzeugendsten Caritasgestalt unserer Tage, *Mutter Teresa*. Beispiele aus dem Leben ihrer Gemeinschaft mit den Armen geben Zeugnis von ihrer Erfahrung der *Identifikation Jesu mit den Armen*, die Umkehr, Liebe, Heil erleben läßt. Das neutestamentliche Zeugnis der christologischen Dimension der Caritas entfaltet in prägnanter Weise der Freiburger Caritaswissenschaftler *Richard Völkl*. Er stellt den Primat, die Universalität, das Proprium und den konstitutiven Charakter der Nächstenliebe für den Vollzug christlichen und kirchlichen Lebens heraus und macht deutlich, daß organisierte *Caritas der Urkirche Ausdruck ihrer Koinonia und Christusverbundenheit* war. War das „Seht, wie sie einander lieben“ ein Erkennungszeichen der frühen christlichen Gemeinde, so stellt sich im Kontext der Säkularisierung und Institutionalisierung sozialer Dienste die Frage nach dem *unterscheidend Christlichen* der Caritas neu. In seinem Beitrag „Der christliche ‚Mehrwert‘“ zeigt *Wilhelm Zauner* kurz die Entwicklungsstadien der Beantwortung dieser Frage in verschiedenen Epochen des Verhältnisses von Kirche und Gesellschaft, wobei er hervorhebt, daß uns heute weder Ethisches, noch Fachliches, noch Humanitäres von einander trennen sollte. Maßstäbe einer christlichen Caritas sind heute die Motivation aus dem Beispiel Jesu, die christliche Qualität der Arbeit (für den ganzen und für alle Menschen, eschatologischer Vorbehalt), die wachsende Verbundenheit der Grundfunktionen sowie die Verwirklichung und Vermittlung christlicher Grundwerte vor allem der Hoffnung, die um die in Christus geschehene Erlösung weiß.

Neue Perspektiven eröffnen einige praxisbezogene Beiträge, die sich mit der gesellschaftlichen Notwendigkeit, den Bedin-

gungen und Möglichkeiten von Verhaltens-, Einstellungs- und Wertänderungen befassen. *Frederick Mayer* betont, daß *Caritas* nicht nur Stoff, sondern *Vorzeichen eines Religionsunterrichts* sein müßte, der als Einladung zur Tat verstanden wird. *Peter Jünnemanns* Beitrag „*Caritas als Lebens- und Lehrprogramm*“ zeigt die Schwierigkeiten auf, die ein solches Unterrichtskonzept zu gewärtigen hat. Ist der Religionsunterricht doch in einer Schule angesiedelt, der in einer Leistungsgesellschaft die Aufgabe zukommt, die Auslese einer privilegierten Minderheit vorzunehmen und die wenigstens praktisch das *Lernziel Unsolidarität* propagiert. In diesem Kontext plädiert er für einen Religionsunterricht, der Schülern hilft, Rivalität und Konkurrenzdenken zu überwinden und Kommunikation, Solidarität und Partnerschaft einzulernen.

Auch *Werner Reiss* kommt in seinem Beitrag „*Caritas und Kultur*“ auf die Probleme der Leistungsgesellschaft zurück. *Caritas* und *Kultur* erfahren in ihr gemeinsam eine Abwertung als verzichtbare Leistung im Rahmen des Verdinglichungs- und Vermarktungsprozesses. Eine prozeßhafte *Caritas* könnte eine Antwort auf diese Situation sein und helfen, diese Welt, die ebenso durch den Konsumcharakter der *Kultur* wie durch ein Konsumchristentum und verdinglichte Tauschverhältnisse geprägt ist, zu überwinden und zu einer *Welt personaler Begegnung* beizutragen. Dazu ist die Weckung und Förderung der Eigenverantwortung erforderlich. Dieses Ziel steht im Mittelpunkt des *Wiener Modells der Aus- und Weiterbildung für ehrenamtliche Mitarbeiter* der Gemeinde, das *Josef Prüwässer* vorstellt. Die Aktivierung des Einzelnen und der Gemeinden ist ein wesentlicher Schritt auf dem Weg zur Überwindung der kontraproduktiven Institutionalisierung der *Caritas*. Unter dem Stichwort „*Gemeindeorientierung*“ vertieft *Josef Weinberger* die Auseinandersetzung um diese Frage der Institutionalisierung der *Caritas*. Er macht deutlich, daß die *Gewinnung sozialer Kompetenz durch die Gemeinde* nicht einfach an den vorhandenen Gemeinden, Nachbarschaften, Wohn-

vierteln ansetzen kann, da gerade dort in den alltäglichen Lebensverhältnissen viele Ursachen der Not liegen und die erfahrenen Widerstände gegen eine Aktivierung der Eigenverantwortung Teil allgemeiner gesellschaftlicher Partizipationsdefizite sind. So müßte der Schwerpunkt heutiger caritativer Arbeit darauf gerichtet sein, die Kompetenz der Gemeinde zu stärken durch Beratung, Befähigung und Begleitung von Einzelnen und Gruppen, besonders auch mit den Methoden der Sozialen Gemeinwesenarbeit.

Fridolin Kissling stellt mit der *Schweizer „Aktion Gemeinde“* einen Weg in dieser Richtung dar, das Angebot sozialer Übungsfelder, die durch konkrete Erfahrungen und Erlebnisse helfen, die Verengung des sozialen Bewußtseins zu überwinden, diese Erfahrungen in den eigenen Lebensraum mitzunehmen und dort Zellen entstehen zu lassen als ständige soziale Übungsfelder, wo Zusammenleben und Gemeinde als Prozeß erlernt werden können.

Michael Manderscheid, Freiburg/Br

Glaubenswege

Maria Riebl u. a., *Unterwegs im Glauben*. Neuer Glaubenskurs, Tyrolia-Verlag, Innsbruck—Wien—München 1978, 292 Seiten.

Klaus Hemmerle, *Glauben — wie geht das? Wege zur Mitte des Evangeliums*, Verlag Herder, Freiburg—Basel—Wien 1978, 224 Seiten.

Der „*Fernkurs für theologische Bildung*“ legt unter der Redaktion von *Maria Riebl* einen gestrafften Abriss des christlichen Glaubens unter dem Gesichtspunkt der Weggemeinschaft Gottes mit den Menschen vor. Damit wird das bewährte Motiv des Holländischen Katechismus von 1966 aufgegriffen, für das wiederum die Formel des Zweiten Vatikanischen Konzils von der Kirche als dem pilgernden Gottesvolk Pate gestanden hat. *Unterwegs im Glauben*, das heißt: der Glaube ist nichts Abgeschlossenes, das man „in den Kühlschrank legen, einfrieren und bei Bedarf auftauen“ kann